

Zur Diskussion : vom Be- / Ent- / Ver- werten : was tun, wenn Evaluationen misslingen?

Autor(en): **Hess-Lüttich, Ernest W.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten =
Association Suisse des Professeurs d'Université**

Band (Jahr): **32 (2006)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Diskussion

Vom Be- / Ent- / Ver- werten - Was tun, wenn Evaluationen misslingen?

Ernest W. B. Hess-Lüttich

1 Vom Bewerten

Das schwache Verb evaluieren, sagt der DUDEN, steht (bildungsprachl.) für "sach- und fachgerecht bewerten". Der deutsche Hochschulverbandstag hat Evaluation als "Bewertungsverfahren" definiert, in dem Daten und Fakten mit dem Ziel gesammelt und interpretiert werden, dabei festgestellte Mängel zu beseitigen. Es diene der Qualitätssicherung und -verbesserung. In Bern verspricht sich das Rektorat davon, das Angebot einer guten Ausbildung zu sichern und die Attraktivität der Universität als Forschungsplatz zu erhalten. Das ist ein schönes Ziel. Es dient der gemeinsamen Sache und rechtfertigt mancherlei Aufwand, auch finanziellen. Reglements werden entworfen, Kommissionen eingesetzt, Stabsstellen geschaffen, neue Verwaltungen begründet und die Mittel dafür bereitgestellt. Das Evaluationsbusiness boomt. Über die Kosten einer Evaluation in Bern schweigt sich die zuständige Stelle aus (in deutschen "Nordverbund" rechnet der deutsche Hochschulverbandstag mit mindestens 25.000 Euro pro Fachbereich, von denen es dort über 1000 gibt).

Aber wer wird kleinlich sein angesichts der an solche Bewertungen geknüpften Erwartungen? Nun sind Wissenschaftler ja ohnehin vom ersten Berufstag an und dann ein Leben lang Bewertungen ausgesetzt. Ihre Prüfungen, Bewerbungen, Publikationen, Vorträge, Forschungsanträge, Vorschläge in Gremien - irgendwie wird ständig alles bewertet, was sie tun. Insofern sehen sie auch dem grassierenden Evaluationsfieber gelassen entgegen. Bewerten und bewertet werden ist ihr Alltag. Freilich sind sie sich der Subjektivität von Wertungen bewusst. Das gilt leider auch für die Evaluation: "Mit dem Mittel der Evaluation als Bewertungsverfahren gelingt es kaum, objektive Wahrheiten und Wirklichkeiten zu ermitteln", halten die Leitsätze des 48. Hochschulverbandstages fest. Deshalb sei sie auch schlichtweg "ungeeignet, um an ihre Ergebnisse dienstrechtliche Folgen zu knüpfen".

Das stachelt den Eifer der Evaluationsbürokratie aber erst an. Unermüdlich fordert und sammelt sie Daten und Fakten, in Bern z.B. erst von den Rechtswissenschaften, der Betriebswirtschaftslehre, der Psychologie und der Medienwissenschaft, derzeit sind Volkswirtschaft und Germanistik dran. Die Professoren packen auf ihre 60-Stunden-Woche klaglos noch einiges drauf und brüten nächtens über Tafeln und Tabellen und erwägen die Vergabe von Werkverträgen an arbeitslose Statistiker. Sie tragen zusammen, was irgend sie können, und schreiben einen dicken Bericht.

Der wird sechsmal umgearbeitet im Wechsel der sich wöchentlich ändernden Vorgaben. Aber er dient der guten Sache und wird pünktlich abgeliefert, die Autoren trinken Kamillentee gegen Herzrhythmusstörungen.

Das ist natürlich erst das Vorspiel. In der Hauptrunde der 'externen Evaluation' wird der Fachbereich oder das Institut von aussen betrachtet und auf der Grundlage der gesammelten Daten bewertet. Meist sind es in ihrer Zunft anerkannte Wissenschaftler, die dafür auserkoren werden. Sie sollen unabhängig sein und vorurteilsfrei, kritisch und unbestechlich; ihr Honorar ist der ersten Aufgabe angemessen. Sie reisen an und sichten und fragen und prüfen und - bewerten, was sie sehen und zu hören bekommen. Ihre von fachlicher Erfahrung satten und klug begründeten Empfehlungen legen sie nieder in ihrem Gutachten zum Wohle des Instituts, das dankbar dem Rat der Weisen folgt. Bis zur nächsten Evaluation.

2 Vom Entwerten

Soweit die Theorie. Wie aber, wenn eine Evaluation misslingt? Gibt's das überhaupt? Muss sie dann ggfs. als Fehlinvestition abgeschrieben werden? Oder wird sie solange wiederholt, bis das Ergebnis stimmt? Und wenn das dann immer noch nicht passt, wird's halt ignoriert, wie im Falle der Berner Medienwissenschaft? Kann sie sogar Schaden anrichten wie in den berüchtigten Fällen in Zürich oder Neuchâtel oder Lausanne, die in der irritierten *scientific community* international für Diskussionsstoff sorgten, laut Presseecho nicht eben zum Vorteil unseres Wissenschaftsstandortes? Dagegen helfen Transparenz und klare Reglements. Wie aber, wenn die missachtet werden bis zum offenen Rechtsbruch, wie den Zürchern amtlich bescheinigt wurde? Wenn Gefälligkeitsgutachten eingeholt werden von Leuten, die im Fachgebiet des zu Bewertenden sich nicht auskennen und die sogar, wie im Lausanner Fall (EPFL) nachgewiesen, dessen Schriften nicht lesen konnten, weil sie deren Sprache nicht beherrschten, dafür aber Anleitungen zur Entwertung brav befolgten, um sich nach der Entlassung des Geächteten auf dessen Stelle zu bewerben? Peinlich, peinlich.

Was ist von Gutachtern zu halten, die schon so lange aus dem operativen Geschäft sind, dass sie von den jüngsten Entwicklungen im Fache und von den Prämissen des Bologna-Prozesses nicht mehr viel mitbekommen haben, wie sie sympathischerweise selber einräumen? Oder von solchen, die (wie im aktuellen Fall der Germanistik-Bewertung) unbekümmert gegen alle Konventionen der Textsorte verstossen und im Gutachten einfach ihren Ressentiments freien Lauf lassen, weil ihnen 'die neue Richtung' schon immer missfiel? Aus welchen Gründen werden sie überhaupt erkorren, wenn zugleich die sachlich begründeten Vorschläge der Fachleute verworfen werden? Vielleicht, weil einer den Laien dadurch bekannt wurde, dass er mal ein Wörterbuch zum Fache kompiliert hat, das freilich von Experten als "bedrückend misslungen" eingestuft wird und als Zeugnis einer "erschreckenden Inkompetenz"? Was, wenn der so ausgewiesene Kollege dann freimütig Werturteile fällt über Gegenstände, die er erkennbar nicht überschaute, wie schützt man dann die 'Kunden' des zielstrebig entwerteten Fachbereichs, die Kommilitonen, vor den Konsequenzen des Verdikts?

4 4

Wer bewahrt ein Institut vor der Umsetzung von Empfehlungen, die es geradewegs zurück ins 19. Jahrhundert führen oder zu Doppelangeboten zwingen wollen, die im Zuge sinnvoller Arbeitsteilung und Konzentration der Kräfte im Rahmen einer leistungsfähigen Universität Schweiz längst aufgegeben wurden?

Wer z.B. heute Sprach- und Kommunikationswissenschaft studieren will auf der Höhe der Zeit muss sich in manches einarbeiten, was erst in den letzten Dekaden erarbeitet wurde. Das ist hier nicht anders als in den Natur-, Human- oder Sozialwissenschaften. Aber dass der Fachzusammenhang von Sprache und Kommunikation ernsthaft bestritten werden könnte, darauf muss man erstmal kommen. Zum Glück gibt es das verlegerische Grossunternehmen der vielbändigen *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, das solche Wissenslücken schliessen helfen könnte. Ein Gutachter, der z.B. den Unterschied zwischen *anwendender* und *angewandter* Linguistik nicht kennt, zieht leicht falsche Schlüsse und hält in Bern für entbehrlich, was überall sonst längst zum Kanon gehört und gerade im Zeichen von Bologna Praxisbezüge eröffnet und damit Berufschancen, die man Berner Absolventen vielleicht nicht vorenthalten sollte. Auch hier hülfen ein Blick in jede Einführung zum Thema oder ein Besuch der einschlägigen Fachkongresse, sich ein wenig kundig zu machen. Selbst das Berner Maturitätsanerkennungsreglement scheint fachlich eher auf der Höhe der Zeit als mancher deutsche Professor, der die eigene Bedeutung dadurch erhöhen sucht, dass er nach Gutscherrenart entwertet, was immer jenseits seines eigenen verنگelten Horizonts liegt.

3 Vom Verwerten

Im heutigen Verständnis von Sprach- und Kommunikationswissenschaft ist z.B. Angewandte Linguistik nicht Verwertungs-, sondern Problemlösungswissenschaft. Sie steht nicht 'im Dienste' ausserwissenschaftlicher Interessen, aber sie ist sensibel gegenüber Problemen, die ausser ihr liegen und sie betreffen. Angewandtem Wissenschaftsverständnis zufolge nimmt sie ihren methodischen Ausgang vom Gegenstand und der kritischen Wahrnehmung des Zusammenhangs, in den er eingebettet ist. Sie hat es, als Text- und Sozialwissenschaft, mit dem Zusammenleben der Menschen zu tun und ihren Äusserungen, wie sie sich in Texten niederschlagen. Sie hat es, als Kultur- und Kommunikationswissenschaft, mit der Verständigung dieser Menschen zu tun und den Zeichen, die ihren geistigen Zusammenhang repräsentieren und tradieren. Sie ist 'lebendige' Wissenschaft, nicht steriles Sichselbstgenügen noch eifertige Nutzenanwendung. Sie läuft nicht jedem neuen Trend nach, mit inhaltlicher Gleichgültigkeit letztlich, sondern trägt Veränderungen analytisch Rechnung; dadurch verändert sie sich selbst.

Zu den Veränderungen gehört also auch der Wandel des fachlichen Selbstverständnisses der Sprachwissenschaft, die den linguistischen Reduktionismus, wie er in der oberfränkischen Provinz noch Geltung heischen mag, längst überwunden hat. Fragestellungen werden nicht mehr nur aus der eigenen Fachgeschichte gewonnen, sondern auch durch die Betrachtung der uns umgebenden Wirklichkeit und ihrer Entwicklung.

Aber wie verwertet man Bewertungen, die indifferent sind gegenüber den Interessen jener Studierenden, die in dieser Wirklichkeit sich künftig bewähren können sollen und nicht nur im Geiste der Schulbildung des 19. Jahrhunderts zu 'Jüngern' des jeweiligen Lehrstuhlinhabers herangezuchtet werden wollen? Man legt sie ab und zieht eigene Schlüsse.

4 Von Werten

Der Wert von Evaluationen im engen betriebswirtschaftlichen Sinne ist im Bereich der Wissenschaft wohl eher begrenzt. Die Wissenschaftsgeschichte ist bekanntlich voll von bedeutenden Forschern, die Berechnungskriterien heutiger Evaluationsverfahren kaum genügt hätten. Aber wenn sie denn hochschulpolitisch gewünscht werden, dann müssen wir den angemessenen Umgang mit dem Instrumentarium lernen, wenn sie nützen und nicht schaden sollen. Dazu bedarf es neben den Verfahren der Evaluationstechnik der Entwicklung von so etwas wie einer Evaluationsethik, die der Versuche des Missbrauchs vorbeugt. Als häufiger Gutachter suche ich mir stets über die Massstäbe meiner Bewertung Rechenschaft abzulegen, denn sie soll nicht die eigene Eitelkeit befriedigen, sondern - siehe oben - fach- und sachgerecht zur Qualitätsverbesserung beitragen. Der Schweizerische Wissenschaftsrat hat dafür schon vor genau zehn Jahren einen Codex entwickelt, der vielerorts immer noch beharrlich ignoriert wird, weil er der wissenschaftspolitischen Indienstnahme von Evaluationen im Wege steht. Wer sich z.B. an den elf Geboten des Codex Ethik Wissenschaftsevaluation (SWR-DOK.96-3) orientiert, wird zu gemeinsam getragenen Urteilen und überzeugenden Vorschlägen gelangen können. Andernfalls richten sie eher Schaden an: wissenschaftlich, wirtschaftlich, hochschulpolitisch, psychologisch, publizistisch - und menschlich. Denn eine Universität gewinnt mehr durch die Motivation ihrer Angehörigen als durch deren lückenlose Überwachung.